

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 62=82 (1916)

Heft: 30

Artikel: Kriegspsychologisches : (neue Folge)

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-32768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verhalten der Heeresgruppe Bothmer. Südlich des Dnjestr's Vordrücken russischer Truppenteile. Aus dem Ganzen geht am besten hervor, wie die Ereignisse bei den verschiedenen Heeres- und Armeegruppen für das Verhalten und Verfahren der anderen rückwirkend geworden sind. —t.

Kriegspsychologisches (neue Folge).

In Nr. 10 des laufenden Jahrgangs der „Militärzeitung“ fand sich Gelegenheit, anhand der einzigartigen, wertvollen „Tatflugschrift“ Erich Everths „Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers“ einige kriegspsychologische Begriffe und Tatsachen darzulegen und festzustellen. Heute möchte ich, gestützt auf eine andere Broschüre, die in den „Deutschen Kriegsschriften“ des Verlags von A. Marcus und E. Weber (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn erschienen ist, „Kriegspsychologisches“ von Dr. Magnus Hirschfeld, die dort angeschnittenen Fragen weiter prüfen, sie noch etwas vertiefen und neues hinzufügen.

Hirschfeld untersucht gründlich, umsichtig und allseitig und kommt u. a. auch auf eine Vorstellung zu reden, die meist gar nicht berücksichtigt zu werden pflegt, er meint nämlich, es sei viel schwieriger für den Menschen, statt den Feind, den Krieg zu überwinden, und das könne er nur, wenn er wisse, was den Menschen am Krieg triebhaft locke. Die Behauptung, schreibt er, der Krieg veredle, vertiefe, wandle den Menschen um, sei eigentlich unrichtig; die Wahrheit ist, daß der Krieg nur bewiesen hat, daß die Menschen besser sind, als Friedenspessimisten, Schwarzseher und Schwarzmaler sie schilderten. Wie im Frieden, erklärt sich im Kriege jedes Menschen Tun und Lassen aus dessen Lage und Anlage heraus. Auch im Kriege gilt das Goethewort:

Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten,

So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehn! Deshalb ist auch weder anzunehmen, daß der Krieg den Menschen nachhaltig verrohrt, noch daß er ihn dauernd veredelt. Wären die Menschen vor dem Kriege wirklich so schlecht gewesen, wie viele sie haben wollten, woher hätten sie Heldenmut, Opfersinn, Begeisterung für die höchsten Ideale, Gerechtigkeit, Sinn für Freiheit und Menschlichkeit hergenommen? Wohl ist der Krieg ein Erzieher, allein er ist nicht der Erzieher schlechthin, und die Völker bedurften sein nicht als einer Zucht- und Besserungsanstalt. Sie waren gut, bevor er kam, der Krieg hat ihre Güte nur gezeigt, nicht aber gezeugt.

Die von „umlernen müssen“ reden, denken biologischer und logischer als die von „umgewandelt haben“ reden. Aenderungsbedürftiger als der Mensch war unser Urteil über ihn . . . Wir rechnen — und das gilt für Kriegs- wie Friedenszeiten — dem Menschen vieles als Schuld an, was in Wirklichkeit nur sein Unglück ist, wir rechnen ihm vieles als Verdienst an, was eigentlich nur sein Vergnügen ist; auch er selber sieht sich selten in richtigem Licht.

Da ist zunächst der Heldenrausch. Gestern noch in Werkstatt und Wohnung, in Lehrsaal und Laden, sieht der Jüngling sich heute in Wehr und Waffen

als kriegerischer Held. Der Mann, der daheim eben noch das Feld bestellte, stellt heute im Felde seinen Mann. Wie fühlt er sich da gehoben in seiner Kraft. Jedes Uniformstück dient ihm zur Zier. Beim Ausmarsch drängt sich um ihn eine froh bewegte Menge; Unbekannte grüßen ihn, die Alten segnen ihn, Kinder tragen sein Gewehr, schöne Frauen schmücken ihn mit Blumen, junge Mädchen nicken ihm zu, Auszeichnungen winken und rasche Beförderung. Und kehrt er gar getroffen heim, wirkt seine Wunde Wunder; Liebe und Schönheit umgeben ihn. Der vorher Unbekannte rückt in den Mittelpunkt. Ich fragte einmal einen Kriegsfreiwilligen, den jüngsten von vier Brüdern, die an der Front waren, was ihn bewogen hatte, ebenfalls die Schulmappe mit dem Tornister zu vertauschen. „Ich will doch auch mitreden können und nicht bloß zuhören, wenn meine Brüder von draußen erzählen“, lautete die Entgegnung, mit der er aussprach, was auch viele Aeltere drängt, für die heute noch der Satz gilt, den Goethe nach der Kanonade von Valmy am Lagerfeuer sprach: Von heut und hier geht eine neue Epoche der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!

Nicht minder groß wie der Heldenrausch ist der Abenteuerrausch. Heraus aus dem engen gewohnten Kreise und Geleise, hinaus in die weite schöne Welt! Zeigen, was der Mensch leisten und leiden kann, sein Leben wagen und es immer wieder gewinnen: das gewährt vielen Naturen einen stärkeren Reiz als sie selber nur ahnen, wissen und fassen.

Vor einiger Zeit sah ich einmal in der Holzbaracke eines Gefangenenlagers englische Soldaten. Als ich nach der Bedeutung ihrer Gradabzeichen fragte, kam das Gespräch sofort auf die Zahl ihrer Dienstjahre und die Kriege, an denen sie bereits teilgenommen hatten. Die sonst recht einsilbigen Söldner wurden sehr gesprächig, als sie von ihren Kriegserlebnissen erzählten, besonders vom Burenkrieg, den sie fast alle mitgemacht hatten. Dieser Weltkrieg aber, meinten sie, sei doch wohl das grandioseste und romantischste Abenteuer, das die Erde jemals gesehen. Es tritt uns hier ein weiterer Drang entgegen, der tief in der menschlichen Seele zu wurzeln scheint, das Verlangen nach der Sensation, dem „Nochniedagewesenen“, dem Ungeöhnlichen, Ungeheuerlichen, dem Lechzen nach dem was aufregt und fesselt, das Haschen nach dem Absonderlichen und Superlativen. Es ist die gleiche Begierde, mit der die Kinder jeden Alters die spannenden Geschehnisse der Lederstrumpfliteratur verschlingen, der Sensationshunger, dem die fetten Uberschriften der Zeitungen Rechnung tragen, der schon den lateinischen Dichter den Menschen „eupidus rerum novarum“ nennen läßt.

Die Unerschöpflichkeit des Kriegs als Stoffgebiet für alles was seit bald zwei Jahren die Menschheit fühlt und denkt, spricht und druckt, bildet und abbildet, zeigt, mit wie einzigartigem Inhalt der Krieg die Menschenseele erfüllt, mehr noch als vor dem „nein“ vor dem „nichts“ zurückschreckt.

Eng verbunden mit dem Abenteuer- ist der Wanderrausch. Träume werden Wirklichkeit, Märcen lebendig. Der durch seine beschränkten Mittel oder seine Arbeit an die Scholle gebundene Mensch gelangt in ferne Länder, tief nach Rußland hinein und weit in Frankreichs gesegnete Gefilde,

an das nie vorher erblickte Meer, in die Karpathen und die Dolomiten, bis in das märchenhafte Morgenland, ja bis Bagdad, der sagenhaften Gegend des Paradieses und der Geschichten aus „tausendundeiner Nacht“.

Ein amerikanischer Kriegsberichterstatter erzählt: Im Ohrdruffer Gefangenenlager sah ich ein halbes Dutzend Kanadier, die bei Ypern verwundet und gefangen worden waren. „Warum sind Sie ins Heer eingetreten“?, fragte ich einen, der den Arm bis zum Ellbogen verloren hatte. „Ach!, antwortete er, ich dachte, ich möchte ganz gern einmal Europa sehen!“ Von ganz ähnlichen Auskünften berichtet in einer seiner anschaulichen Schilderungen Bernhard Kellermann: In den Taschen eines Gurkhas, eines Ueberläufers, fand man einen Brief. Ein Verwandter hatte bei ihm angefragt, ob er ihm rate, bei der indischen Armee als Freiwilliger einzutreten, und er antwortete: „Ich kann dir nur dazu raten aus drei Gründen: einmal hast du Gelegenheit, eine weite und interessante Reise zu machen, dann wirst du fremde Länder und Gebräuche kennen lernen, von denen du nichts ahntest, und endlich ist es vielleicht möglich, daß du mit Ehrenzeichen bedeckt, in die Heimat zurückkehrst . . .“

Als Italien an die Seite der Entente trat, war bei vielen deutschen Soldaten stärker noch als die leidvolle Empörung die freudvolle Erwartung, an die italienische Front zu kommen. Man hörte Worte wie: Nach Italien wollte ich dieses Jahr ohnehin, da spare ich wenigstens das Reisegeld . . . So wirkt aus doppeltem Grunde betätigte Reiselust der Kriegslust entgegen, einmal, weil man die Fremden als Menschen und zum zweiten, weil man die Fremde als Land kennen lernt.

Und dann der Natur- und Freiheitsrausch! In den Worten „draußen“ und „im Felde“ liegt gefühlsmäßig mehr als verstandesmäßig scheint. Der Dinge und der Menschen los und ledig — wenn auch nur für einige Zeit — durch die man sich, selbst wenn man sie liebt, gedrückt und eingeengt fühlte, der Berufssorgen enthoben, fast ständig in frischer Luft und unter freiem Himmel, eingegraben in den Schoß der Mutter Erde, fast selbst wieder ein Stück von ihr, herausholen aus dem Körper was möglich ist und wieder heranholen was zu seiner Erholung erreichbar ist, da überwiegen die Körpergefühle so, daß mit der Ueberwindung der Leibesleiden alles, was einst die Seele unüberwindlich deuchte, in ein Nichts versinkt.

Und ferner der Gemeinschaftsrausch und der Verbrüderungsrausch. Für sich allein würde der Soldat den Kriegserfordernissen kaum gewachsen sein. Die gewaltigen Märsche, das Standhalten im Granatregen und Wirbelfeuer, die ungewohnten Entbehungen, gar das Bajonettieren des Gegners im Sturmangriff — der Einzelne würde es nicht leisten können. Aber als Teil des Ganzen, zusammengeschnürt durch ein Kommando, zusammengerissen durch Trommeln und Trompeten, zusammengeschweißelt durch ein Hurrageschrei, heute singend, morgen sengend, geeint durch gemeinsames Kleid und Leid, da verflüchtigt sich das Ich, da gehen Mensch und Menge, Vielheit und Einheit ineinander auf.

Kompagnie ist eins mit Kompagnon, Gefährte, Genosse. Und noch immer ist das Lied von dem Kameraden, der „im gleichen Schritt und Tritt“ an der Seite marschiert, bis er, als wäre er ein

Stück vom eigenen Körper, fortgerissen wird, eines der meistgesungenen Soldatenlieder.

Soweit Hirschfeld. Im Grunde genommen hat wohl auch die Tapferkeit ihre Wurzel im Herdenbewußtsein des Menschen, denn die glänzendsten Taten sind nicht in der Einsamkeit, sondern gemeinsam mit den Gefährten vollbracht worden. General Wereschtschagin erzählt uns in seinen Memoiren, wie er und andere sofort an Schneid und Draufgängertum Einbuße erlitten, wenn sie allein gehen mußten, wie sie aber sofort andere Leute wurden, wenn sie wußten, daß die Kameraden sie sahen. Darauf ist am Ende aller Enden das Verhalten der Soldaten zurückzuführen, von denen der Kriegsberichterstatter der Moskauerzeitung „Slowo“ erzählt unter der Spitzmarke „Was ist Tapferkeit“? Er meint:

Wir waren mit unserer Sanitätskolonne an das Dünaufer gestoßen. Von drüben rollte das Kanonengewitter. Die von dort kamen, sprachen von einem Feuerorkan. Nun, vielleicht war es auch etwas weniger: Sturm — das tut nichts zur Sache —, aber das Feuern aus den Geschützen unserer Positionen ging unaufhörlich. Wir hielten mit unserer Kolonne natürlich an gedecktem Platz, waren außer Gefahr, ihr aber sehr nahe. Etwa einen halben Werst von uns dampfte es, donnerte es, und die Kriegshölle atmete ihren versengenden Flammenhauch aus. Säulen von Schmutz, Schnee, Rauch, Feuer stiegen auf, hochgeschleudert durch die Geschosse der schweren Geschütze. In Hunderten von kleinen Rauchwölkchen verloderte am blauen Himmel das Schrapnell und überschüttete Feld und Gräben mit seinem eisernen Regen. Alles wurde aber von der dumpfen, erschütternden Befehlsstimme unserer dem Blicke entzogenen, gut maskierten Batterien überdeckt, die hier und dort zwischen Feld und Wäldchen aufgestellt waren. Sanitätssoldaten und Schwestern machten die Tragbahnen gebrauchsfertig. Küchengeruch wurde bemerkbar: es roch nach Kohlsuppe.

Wir erwarteten aus diesem Höllengebrodel den ersten Zustrom von Verwundeten. Aerzte und Schwestern kamen zu mir — ich war Bevollmächtigter des Roten Kreuzes und hatte die Anordnungen zu geben. Schweigend, kopfschüttelnd sahen wir, wie die deutschen Geschosse das Schlachtfeld vor uns in weitestem Umfange auf-rissen, bepflügten und mit grauenvoller Saat bedeckten. Ueberall dort lagerten unsere Krieger in Bodenvertiefungen, verwundet, unsere Verteidiger . . .

In diesem Augenblicke kam von der Seite aus dem Wäldchen, plaudernd und lachend eine Gruppe Soldaten. Sie hielten auf uns zu. Voran schritt ein Feldweibel. Er näherte sich mir, legte die Hand an die Mütze und fragte in bittendem Tone:

„Gestatten Euer Hochwohlgeboren . . . Die Jungen bitten, ob Sie nicht erlauben wollten, einen Löffel Kohlsuppe zu nehmen?“

„Meinetwegen“, sage ich. „Es ist genug da, auch für euch.“

Flugs stellen die Soldaten die Gewehre zur Pyramide zusammen, werfen die Tornister beiseite und hocken sich mit Lachen und Scherzreden bei der Feldküche im Schnee nieder. Die Sanitätssoldaten bringen die dampfenden Tassen und verteilen die Löffel. Man hört aus den Worten, die hin und her fliegen, wie zufrieden die Leute sind. Sie freuen

sich des glücklichen Zufalls wie Kinder. Die Gesichter strahlen, die Augen leuchten in naivem Vergnügen — es ist eine Freude, ihnen zuzusehen. Kinder, richtige Kinder.

„Wohin sollt ihr?“ fragte ich den Feldweibel. Er stand etwas zur Seite und warf von Zeit zu Zeit den schlürfenden Soldaten einen Blick zu. Es war zu erkennen, auch er hätte gern der Kohlsuppe seine Aufmerksamkeit zugewandt. Aber er blieb standhaft, im Vollbewußtsein seiner Würde, und lehnte alle noch so freundlichen Einladungen der rege bemühten Schwester dankend ab.

„Wohin es soll?“ wiederholte er meine Frage. „Dorthin, Euer Hochwohlgeboren . . . Wir bekamen Befehl, als Halbzug vorzugehen. Graben 2 und 3 haben — man hat das durch den Fernsprecher gemeldet — große Verluste. Nun gehen wir als Ersatz.“

„Wie, dorthin?“ Das fragte eine der Schwestern, indem sie auf das rauchende, stöhnende Feld hinwies.

Der Feldweibel folgte mit dem Blicke der Richtung, die ihre Hand angab. Dann schüttelte er den Kopf und sichtlich bemüht, präzise zu sein: „Nein, nicht dorthin, etwas mehr nach links, hinter dem Hügel, in die Vorderreihe Nummer . . .“ Dabei zog er ein Stück Papier aus der Tasche, das Eckchen eines Planes, um genau zu zeigen, wohin er seinen Halbzug zu führen habe.

Wir alle sahen mit erstaunten Augen auf die lustig kauenden, von Fröhlichkeit überschäumenden, sich in Scherzworten überstürzenden Soldaten. Die eckigen Bewegungen, die Gesichter, teils bartlos-knabenhaft, teils mit breiten, buschigen Bärten bewachsen, das naiv-erstaunte Lachen, das die Münder bis zu den Ohren verzerrte, zeigte uns deutlich, daß das alles Leute aus dem Dorf waren, von Kohlsuppe und Grütze, Pflug und Egge, Männer und Knaben, denen der Kampf fremd war, die noch kein Pulver gerochen hatten. Woher die frohgemute Ruhe, diese spielerische Leichtfertigkeit gegenüber der Gefahr? Kannten sie sie nicht? Unmöglich. Sie sahen sie ja, sie reckte sich ja in erdrückender Riesengröße vor ihre Augen. Da vor ihnen raucht es, stöhnt es, da vor ihnen der blutige Weg, über den sie schreiten müssen . . .

Da kommt plötzlich, ganz außer Atem, ein Unteroffizier gelaufen und flüstert dem Feldweibel ein paar Worte zu. Gleich darauf das Kommando: „An die Gewehre!“ Die Soldaten springen mit fröhlichem Eifer auf, wischen sich die Reste der Kohlsuppe aus den Bärten, werfen die Gewehre über und reihen sich ein. Zwei Minuten später sehen wir, wie der Feldweibel die ganze lebensfrohe Schar junger kräftiger Männer fortführt. Hinüber über das weite, weite Feld, zwischen zerplatzende Geschosse, unter die Girlanden der luftigen Schrapnellwölkchen. Dort drüben warten die Kameraden. Festen Schrittes schreitet der Todesersatz . . . Dies scheint mir wahre Tapferkeit.

Es gehört gewiß zu den Ausnahmen, wenn, wie der nämliche Berichtstatter erzählt, der einzelne Mann der Gefahr so vollständig spottet, als ob sie nicht da wäre:

Jenseits des Fließchens die Oesterreicher. Man schoß hinüber, herüber. Dann eine Feuerpause. Unser Kapitän lugte vorsichtig den Abhang hinter.

Was ist das? Unten am Ufer des Fließchens sieht er einen Holzhaufen und daneben wen? Kurossljepow, sein Dentschschik (Ordonnanz), der, ein Teekännchen in der Hand, am Boden hockt. „Wie ein Waldgeist, der sich einen Platz gesucht hat!“, murmelte der Kapitän und will ihm zurufen, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen.

Bums — von jenseits des Flusses ein „Handkoffer“. Krach — ins Wasser neben dem Holzhaufen. Eine ungeheure Säule Schmutz, Rauch, Wasser.

Als die Wolke sich verzogen hat, sieht der Kapitän wieder nach unten. Kurossljepow hockt noch immer am Boden und betrachtet sein Teekännchen.

„He, du da, Dentschschik,“ schreit der Hauptmann erschreckt nach unten, alle Vorsicht vergebend. „Lebst du noch?“

Der dreht langsam sein Gesicht nach oben, das ganz mit Schmutz bedeckt ist und antwortet sorglos: „Gewiß, Euer Hochwohlgeboren. Nur etwas Tee haben sie mir verschüttet . . .“

Viel verständlicher erscheint mir die dritte Episode in jenem Aufsatz des „Slow“, die der Berichtstatter von einem Freunde hat:

„In Warschau war's. In der letzten Nacht. Wir fahren zu dritt im Automobil, um zu sehen, wie sie die Brücke über die Weichsel sprengten. Die Sprengung war für 11 Uhr nachts befohlen. Aber es wurde Mitternacht, ein Uhr, zwei . . . Alles blieb ruhig. Wir wurden des Wartens müde, es langweilte uns, den schweigenden Strom anzuschauen. Darum drehten wir dem Wasser den Rücken und erfreuten uns an dem großartigen Panorama, das sich vor unseren Blicken ausbreitete. Ringsum flammten die Fabriken, loderten die Bahnhöfe; purpurne Säulen von Feuer und Rauch stiegen zum schweigenden Horizont empor, neigten sich, schwankten und zerbarsten im unendlichen Weltraum.

Plötzlich fühlte ich einen Stoß im Rücken; ich taumelte leicht nach vorn und hatte die sichere Empfindung, daß jemand hinter mir stehe. Meine Gedanken verwirrten sich: es geschah etwas, das mir unverständlich war. Entschlossen drehte ich mich um. Da sah ich, wie sich aus den leichten Wellen der Weichsel ein mächtiger Flammenstrahl zum Himmel hob. Mir war, als ob eine weiche Bärenpatze an meine Brust drückte, höher stieg und mir den Atem nahm. Ein dumpfes Getöse rief das schlafende Echo wach.

Aha!, sagte einer, sie sprengen die Brücke.

Es war eine Nacht, wie Nächte sind, die die Feen schenken. Purpur in Rot getaucht, alle Schattierungen, die das Feuer kennt. Darüber die phantastischen Riesengestalten, die der Rauch zu formen weiß . . .

Das Dunkel begann der fahlen Morgenröte zu weichen. Und als hätte die Halbhelle in unsere Seele hineingeleuchtet — plötzlich kam uns die Erkenntnis des Grauens, das uns umgab. Es schien, als müßten wir Hals über Kopf davonlaufen. Da gerade fand sich eine Gelegenheit, Tapferkeit zu beweisen.

Das Automobil, in dem wir saßen, bewegte sich durch die Straßen der Vorstadt. Das waren eben die Züge, die die Deutschen vom Warschauer Ufer aus mit Maschinengewehren zu bestreichen begannen. Die Geschosse fielen freilich in die Straßen, die zur Weichsel führten, während wir den Weg

durch die Quergassen nahmen. Wir waren durch die Häuser gedeckt und außer Gefahr, so daß wir in langsamem Tempo fuhren. Wenn wir dagegen irgend eine Vertikalstraße überschreiten mußten, so ging es blitzartig schnell darüber hinweg. Wieder strebten wir langsam den Häusern entlang, wieder kam eine Maschinengewehrstraße über die wir hinwegsprangen. Alles ging gut. Da mit einem Male geschah etwas, wofür uns jedes Verständnis fehlte: der Chauffeur lenkte in eine Vertikalstraße und fuhr auf ihr weiter.

„Halt, halt!“, schrien wir drei wie mit einer Stimme. „Wohin? Bist du von Sinnen gekommen?“

Der Chauffeur hatte offenbar den Kopf verloren. Er bremste, begann um sich zu sehen, schaltete um, fuhr wieder los. Die Räder drehten sich am gleichen Platze. Schließlich hielten wir mitten auf der Straße. Wir konnten nicht vorwärts, nicht rückwärts. Auf diese Weise vergingen vielleicht zwei, drei Minuten — uns aber schienen sie eine Ewigkeit peinlicher Seelenqual und tödlicher Erwartung . . . Da . . . da . . . wieder gurgelte das Maschinengewehr . . . Wir schrien den Chauffeur an, stießen ihn in den Rücken, stampften mit den Füßen, unentschlossen, ob wir im Wagen bleiben oder herauspringen sollten. Und die angespannten Nerven wurden des Wartens müde. Links und rechts schlugen die Kugeln ein. Zu unserem Glück hatten uns die Deutschen in der Halbhelle offenbar noch nicht bemerkt. Wir — heraus aus dem Wagen, warfen uns zur Seite, schlichen uns an den Häusern entlang. Dann packte uns der Schrecken vollends, und Hals über Kopf jagten wir vorwärts, bis wir die Querstraße erreichten. Dort blieben wir stehen und wischten uns die Schweißtropfen von der Stirn.

. . . Waren wir tapfer oder feige?

Die Frage ist durchaus berechtigt. Wer gibt die Antwort darauf? . . .

Hirschfeld meint weiter:

Daß das Kameradschaftsgefühl schließlich auch vor dem Feinde nicht Halt macht, ist ein viel beobachteter Zug in diesem Feldzuge, in dem die Gegner sich oft monatelang in Hör- und Sehweite gegenüberliegen. Allmählich wird es der Gegner inne: auch der Feind da drüben ist ja ein Mensch wie ich, einer Mutter Sohn, eines Weibes Mann, eines Freundes Freund und eines Kindes Vater. Seine Bedürfnisse sind meine Bedürfnisse und was er ersehnt und erstrebt, erstrebe und ersehne auch ich: Frieden.

Der Krieg gebietet aber mit eiserner Notwendigkeit, daß solche Gedankengänge sich nicht vertiefen, und die Stelle aus einem Feldpostbrief ist charakteristisch, die vom halbstündigen Frieden zwischen zwei feindlichen Schützengräben am Pflugstage erzählt. Man reichte sich die Hände, liest man darin, begrub die toten Russen und ging wieder in Deckung. Dann wurde langsam weiter gefeuert.

Auch darin zeigt der Krieg sein Janusgesicht: er ist das Persönlichste und Unpersönlichste zugleich, das Persönlichste, weil er die ganze Person fordert, das Unpersönlichste, weil sich die Vernichtung nicht auf die Individualität, sondern auf die Nationalität des Gegners erstreckt. Otto Weddigen wurde vom englischen Feind ins Meer versenkt, nicht weil er Weddigen, sondern ein

deutscher Seeheld war. Der Sozialist Frank büßte sein Leben durch einen Franzosen nicht ein, weil er Frank, sondern ein Deutscher, der Flieger Pégoud verlor das seine durch einen Deutschen, nicht weil er Pégoud, sondern ein beherzter Franzose war. Wenn einer „für“ das Vaterland fällt, so bedeutet dieses „für“ nicht „aus Liebe zum“, sondern „an Stelle vom“ Vaterland.

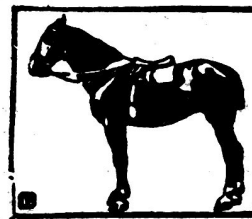
Wie man im Frieden weniger von schlechten Völkern als von schlechten Menschen hört, so gibt es im Kriege weniger schlechte Menschen als schlechte Völker. Da begeht man aber den größten Fehler und spricht, wenn einzelne etwas verüben oder vollbringen, von den Taten oder Untaten Englands und Rußlands, der Franzosen oder Italiener ganz im allgemeinen. Und in Frankreich gibt es nur Barbaren, Hunnen, also keine edlen Deutschen! Das ist natürlich grundfalsch und führt zum schlimmsten was der Krieg gebärt, zum Völkerhaß.

Aber noch ein anderer Rausch tritt im Kriege in die Erscheinung: Kampfesrausch und Sieges-trunkenheit, Blut- und Zerstörungstaumel. Hier regen sich in unserer Spezies vor allem die wilden, primitiven, atavistischen Instinkte des Willens zur Macht. Im Kriege herrscht die Gewalt, das Ungesetzliche wird zum Gesetz erhoben, Lüge ist von List, List von Hinterlist, Tötung von Tapferkeit nicht mehr zu unterscheiden.

Der letzte Rausch ist der Eroberungs- und Beute-rausch. Er ergreift im Kriege auch die, die vorher immer wieder versichern, nur ihren eigenen Besitz zu schützen und nicht neuen erringen zu wollen. Aber wie die einzelnen Menschen, streben auch die einzelnen Völker nach mehr, ohne sicher zu sein, ob nicht das Mehr nur eine Vermehrung von Sorgen ist.

Das Verbindende aller genannten Ekstasen ist Tatendrang und Tatenrausch. Die starke innere Bewegung der Seele setzt sich in eine starke äußere Bewegung um: Leben in des Todes unmittelbarster Umgebung und Sterben inmitten kraftvollsten Lebens.

(Fortsetzung folgt.)



GEBR. LÜNKE
ZÜRICH
PFERDESTALLUNGEN
GESCHIRRKAMMER-
EINRICHTUNGEN

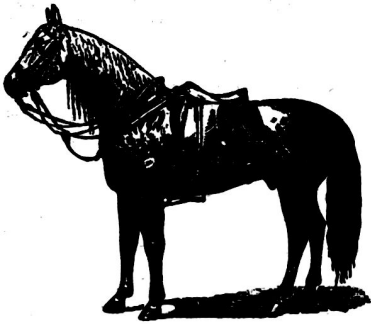
BERN **A. KNOLL** **ZÜRICH**
Bahnhofpl. vorm. Mohr & Speyer Löwenplatz

Offiziers-Uniformen und Ausrüstungen

Zivil-Bekleidung, Sport, Livréen — Eleganter
Schnitt — Prima Stoffe — Erstklassige Arbeit



Thran-Lederöl,
Schuhcrème, gelb u. schwarz
beste Putz- und Konservierungsmittel für alle Militärschuhe
Fabrikanten: Luchsinger & Co., Basel



H. Thielert & Cie. Sattlerei

Bern
Spitalackerstraße 60
Tramstation

empfehlen ihre Spezialitäten in: **Sätteln** aller Art, **Zäumen**, **Schabracken**, **Reitgamaschen**, **Sporen**, **Pferdedecken**, **Stallartikeln** etc. — Reparaturen werden in unserer Werkstatt aufs Prompteste und Billigste ausgeführt.



Sämtliche Militär-Bedarfs-Artikel

für Offiziere und Soldaten
Gros Detail

• Fabrikation von Postsäcken • Ordonnanz-Handschuhe - Karten- und Schriften - Taschen - Wadenbinden - Sporen - Kilometerzirkel etc.

O. Caminada - Zürich

Vertretung

während Militärdienst, **Organisation** etc. besorgt
J. R. Winkler, Fabrik-Geschäftsführer, Plattenstr. 80,
Zürich 7. (O. F. 3359)



Munitions-

und Putzzeug-Tasche für Ordonnanz-
Pistole M. + 18089

Sattlerei G. Kyburz, Aarau

Elektr. Taschenlampen

==== **Briquets** ====

Société N. B. J. Caspar-Escherhaus
ZÜRICH



Distanzschäzer

zur Ermittlung der Entfernung von

Flugapparaten

für Waffen zur Schweiz. Infanterie-Patrone
neuer Ordonnanz Patent No. 72284

Zu beziehen durch die Ersteller:

Stoß & Cie. ♦ Olten

UNENTBEHRLICH



Präzisions-Militär
KOMPAS, BILAND

Neuheit!

**Präzisions-
Taschen-Kompass
„Biland“**

Erstes Schweizertabrikat

Generalvertrieb für
die ganze Schweiz:

Otto Zaugg

Spezialwerkzeuggeschäft

Bern.

Zahnbürsten für Militär

mit Holz- und Celluloidstiel, mit und ohne Etuis, von
20 Cts. an. Bei Bezug von größeren Quantitäten
bedeutender Rabatt.

Strickler'sche Apotheke, Zürich.

Feldgraue Uniform

auch in leichtesten Stoffen
liefert in kürzester Frist

Victor Seftelen, Basel

Eisengasse 12 (Tanzgässlein 2)

Muster und Preisliste zur Verfügung.



Photo-Arbeiten

Apparate .: Film .: Platten

Schobinger & Sandherr .: St. Gallen

ST-GALLEN
BERN · BASEL
LAUSANNE
FABRIK IN LUGANO



Handschuhe „Ordonnanz“

aus meinem

Spezial-Nappa-Leder
erstklassiger Konfektion

mit Besatz Fr. 6.—

ohne I. Fr. 5.—

B Fr. 4.—, C Fr. 3.50

51 Bahnhofstraße 51
Merkaforium

HANDSCHUH-BÖHNY
ZÜRICH